

ZWISCHEN

GOTT
UND

TEUFEL

ZWISCHEN GOTT UND TEUFEL

VOM SINN UND SEIN DES SCHEINS

PHILIPP STOELLGER

Wenn Sichtbarkeit zum höchsten Gut wird und die Kämpfe um öffentliche Aufmerksamkeit und globale Geltung vor allem als Wettbewerb um Sichtbarkeit ausgetragen werden, ist der Schein zum ganz besonderen Wert avanciert. Wie etwas oder jemand erscheint, scheint mittlerweile allein entscheidend zu sein. Religiöse Praktiken erinnern an eine kritische Differenz, möglichst nicht zwischen Welt als Schein und Gott als Sein, sondern in der Welt zwischen Schein und Schein. Denn zum ominösen „Sein“ haben wir nur indirekt Zugang über die Differenzen von Schein und Schein. Wer sich zwischen Gut und Böse, zwischen Gott und Teufel zu orientieren sucht, der muss Schein von Schein unterscheiden lernen.

S

„Schein“ ist ein beunruhigend vieldeutiger Ausdruck, dessen Bedeutung von den Unterscheidungen abhängt, die damit gemacht werden, und den Kontexten, in denen er gebraucht wird. Daher ist es auch komplex und heikel, über „den Schein“ zu schreiben, nicht nur, weil man schreibend bereits im Spiel der Zeichen erscheint, sondern auch weil je nach Vorverständnis die durchaus normativen Erwartungen riskant heterogen sein dürften. Die Chance auf Missverständnisse und heftige Einwände ist daher groß, so groß, dass es fast wieder erfreulich wird, sie zu nutzen. Hermeneutische Exerzitien wie das Folgende mögen dazu dienen, sich nicht vom Dual „Sein und Schein“ den Verstand verhexen zu lassen, sondern zu üben, zwischen Schein und Schein sinnvoll zu unterscheiden.

Zu „unseren“ Denkgewohnheiten gehört ein ontologischer Komparativ: Sein sei besser als Schein, mehr noch, Schein

sei eigentlich nicht Sein, sondern vielmehr Nichts. Daher sind wir immer schon verstrickt in eine ontologische Kompetition, nicht nur Schein, sondern Sein zu suchen. Aber welches Sein? Das Wahre, Eine, Gute, Schöne (wobei das Schöne seit Platons Zeiten unter Verdacht des schlechten Scheins steht)? An diesem Wettstreit sind Religionen seit jeher beteiligt: nicht nur das Eine, Wahre etc., sondern der Eine und Einzige, der einzig Wahre. So eins und einzig, dass er im Vielen nicht mehr erscheinen kann? Erhaben über die Vielheit des Scheins, ohne noch erkenn- oder wahrnehmbar zu sein?

Nur Sein, kein Schein wäre uns „zu hoch“ und allen verborgen: blind. Nur Schein, kein Sein hingegen wäre leer. Mehr Schein als Sein gilt als schlecht, halbseiden und dubios. Nicht der Schein überhaupt, sondern das Missverhältnis von Sein und Schein ist meist das Problem. Auch wenn in Ökonomie und Politik ebenso üblich wie akzeptiert ist, mehr Schein als Sein zu bieten, weiß doch jeder darum und bleibt entsprechend skeptisch. Was aber, wenn Kirchen mehr Schein als Sein bieten, mehr Glanz als Gott? Mehr Wille zur öffentlichen Aufmerksamkeit als gehaltvolle Verkündigung? Oder was, wenn in der Wissenschaft der Glanz der Exzellenz wichtiger wird als die ruhige und besonnene Arbeit? Dann wird das genannte Missverhältnis prekär und lässt fraglich werden, ob man vor allem das Sagen haben will oder wirklich etwas zu sagen hat.

So viel Sein, so viel Schein klingt ausgewogen und angemessen. Eine exzellente Universität soll das nicht nur sein, sondern auch so erscheinen, und nicht nur so erscheinen, sondern es auch sein. Personen, die so erscheinen, wie sie sind, gelten als ehrlich und authentisch (was immer das genau sein mag). Nur lockt hier der irrige Umkehrschluss: So viel Schein, so viel Sein. Als könnten wir dem Schein so vertrauen, dass er den Rückschluss auf entsprechendes Sein zuließe. Mehr Sein als Schein allerdings wäre noch besser als die Kongruenz von Sein und Schein: mit Zurückhaltung beziehungsweise „Understatement“ mehr zu sein, als man erscheint oder erscheinen will. – Diese kleine grammatische Umsicht scheint klar, ist aber noch fern der Arbeit an den Phänomenen und Problemen.

Sein statt Schein?

In Zeiten florierender „Fakes“ findet die alte Unterscheidung von Sein und Schein neue Aufmerksamkeit. Erscheint sie doch so dringend wie nötig, um nicht von allem möglichen Schein geblendet zu werden und blind für die Wirklichkeiten zu werden, in denen wir leben. „Sein statt Schein“ lautet dann der Grundsatz, um dem Spiel des Scheins das Sein entgegenzuhalten im Namen des Wirklichkeitssinns, Pragmatismus und Realismus. Äquivalent zum arg generellen Begriff des „Seins“ kann es auch heißen: Fakten, Wahrheit, Wissenschaft, Wirklichkeit, nicht nur Deutung, Meinung, Simulation oder Manipulation.



PROF. DR. PHILIPP STOELLGER wurde nach einem Studium der evangelischen Theologie und Philosophie mit einer Arbeit zu Hans Blumenbergs Metaphorologie promoviert. Im Jahr 2010 habilitierte er sich mit einer Arbeit zum Thema „Passivität aus Passion. Zur Problemgeschichte einer categoria non grata“. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Christologie und Anthropologie, der Hermeneutik, der Phänomenologie und Religionsphilosophie sowie der Bild- und Medientheorie. 2015 übernahm er den Lehrstuhl für Systematische Theologie: Dogmatik und Religionsphilosophie an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg. Zuvor hatte er von 2007 bis 2015 den Lehrstuhl für Systematische Theologie und Religionsphilosophie an der Theologischen Fakultät der Universität Rostock inne.

Kontakt: ps@wts.uni-heidelberg.de

Das ist eine alte Geste seitens der Theologie wie Philosophie: res, non verba! oder „Zur Sache!“, Wirklichkeit und Wahrheit, die Idee des Guten, die reine Vernunft oder auch „Gott selbst“, nicht nur Gottesbilder und Konstrukte. Über Sinn und Unsinn dieser Geste entscheidet der Gebrauch, nicht das Wort allein. Denn so gut es klingt, wenn man das Sein aufruft gegen die Blendungen des Scheins – kann auch das eine Blendung sein. Als könnten wir des „Seins selbst“ ansichtig werden, der nackten Wahrheit oder „Gott selbst“. Etwas moderater formuliert hieße das „Fakten, nicht Deutung!“. Aber so zu unterscheiden dualisiert und beansprucht im Namen des Wahren, Einen, Guten, Reinen zu sprechen. Auch das ist Rhetorik, eine hochgetriebene zudem. Als könnte „im Namen des Wahren“ oder „Gottes“ gesprochen endlich Sein statt Schein verkündet werden.

Der Einspruch gegen den Schein ist nur zu verständlich – aber dadurch längst nicht vor Missverständnissen und Scheingefechten gefeit. Die Korrektur eines Problems impliziert keineswegs die Problemlosigkeit der Korrektur. So sinnvoll und nötig die Unterscheidung von Sein und Schein sein kann, ist sie doch unterkomplex. Schein ist nie ohne Sein des Scheins (sei es Wirkung, Macht oder Performanz). Sein seinerseits ist nie ohne Schein, sonst würde es nicht erscheinen. Mag alles nur in, mit und unter dem Schein gegeben sein, ist sicher Schein nicht alles, was ist. Aber Sein muss erscheinen (oder zum Erscheinen gebracht werden), sonst bliebe es unmerklich. „Fakten“ gibt es nur in, mit und unter Deutungen, auch wenn darum Deutungen nicht alles sind, was ist. Diese Komplikation ließe sich unendlich variieren, um zu entfalten, dass eine duale Differenz von Sein versus Schein zu schlicht ist und selber ein rhetorischer Topos, der viel Schein erzeugt, ohne der Differenzkompetenz in Sachen „Schein“ besonders zuträglich zu sein.

Wer gegen den bloßen oder schlechten Schein antritt, hat seinerseits nie das reine Sein vorzuweisen, auch wenn er das behauptet, sondern ist schon mitten drin im Spiel des Scheins. Er will den besseren Schein des möglichst reinen Seins (des Einen, Guten, Wahren, Wirklichen oder gar Gottes) oder kritisch bescheidener des gehaltvollen Scheins. Das ging schon Plato so: Gegen die Sophisten mit ihrer Vorliebe für den Schein, die Rhetorik, den Anschein des Guten und sophistische Täuschungen trat Plato an im Namen des Seins, des Wahren und Guten. Im Konflikt verstrickt musste er das Sein zum Scheinen, das Gute zum Glänzen bringen und das Wahre wahrnehmbar werden lassen. Wer gegen den schlechten Schein antritt, muss guten, besseren und letztlich den besten Schein bieten – selbstredend mit dem Anspruch, es sei der Schein des Wahren, Guten und Einen. Gegen den (vermeintlich) amoralischen Schein der Sophisten musste Plato als der bessere Sophist erscheinen. Und wie die Wirkungsgeschichte zeigt, ist ihm das auch bestens gelungen (um den Preis einer Verkennung des unentrinnbaren Wettstreits um den besseren Schein).

Wer aber allen Schein nur für Schatten an der Höhlenwand hält und alles Begehren auf den Höhlenausgang richtet, um letztlich das reine Licht zu schauen, wird an der Welt wenig Gefallen finden. Es ist eine (nicht nur) platonische Versuchung, alle Wirklichkeit letztlich für Schein zu halten. Ob in der Gnosis oder christlichen Neuplatonismus, teils wohl auch im Islam und Buddhismus gehört Weltverachtung zum guten Ton – leider.

Dagegen kann man halten: Es gibt ein „Menschenrecht auf Schein“, spätestens seit dem Sündenfall ein Recht auf Feigenblätter. Denn Nacktheit ist nicht immer von Vorteil und das nackte Sein oder die nackte Wahrheit selten erträglich. Das Recht auf Schein ist eine Art „Schutzrecht“, um vor fremder Nacktheit ebenso geschützt zu werden, wie die eigene verhüllen zu dürfen. Daraus hat sich nicht nur Kleidung mit allen Moden entwickelt, sondern metonymisch gesprochen alle Kultur. Kultur ist Faltung, Kompikation, Verhüllung bis zur Verkleidung – kultivierter Mummenschanz. Wenn Kultur stets Kultur des Scheins ist, kann aus dem Schutzrecht eine Pflicht werden oder mehr noch eine Selbstverständlichkeit. Selbstredend gehen wir gekleidet durchs Leben, bis ins Grab.

Der heilige Schein

Der Schein als Schutzmantel soll anthropologisches Recht sein. Wenn aber Sichtbarkeit zum höchsten Gut wird und die Kämpfe um öffentliche Aufmerksamkeit und globale Geltung vor allem als Kompetitionen um Sichtbarkeit ausgetragen werden, ist der Schein zum ganz besonderen Wert avanciert. Wie etwas oder jemand erscheint, scheint dann allein entscheidend zu sein.

Beizeiten war es der Heiligenschein, der wenigen Ausgewählten als besondere Auszeichnung verliehen wurde. Der goldene Glanz, um das Haupt des Heiligen gemalt, war die fromme Goldmedaille, verliehen für besondere Transzendenzkompetenz, in Zeiten, da noch um Gottesnähe gewetteifert wurde. Gold als Signatur des Heiligen symbolisiert Transzendenzpräsenz, Gottesgegenwart, verkörpert in der Figur des Heiligen, allen voran Christus selbst. Wer wollte dem nicht nacheifern? Allerdings hatte solch ausgezeichnete Heiligkeit einen hohen Preis: nicht nur ein überaus tugendhaftes und gottergebenes Leben, sondern in der Regel auch den Märtyrertod. Wer wollte das wirklich noch?

Heute ist der Einsatz ebenso bescheidener wie der mögliche Gewinn: Es geht nicht mehr um Gottespräsenz, sondern um Medienpräsenz. Alles tanzt um den heiligen Schein, wenn um Sichtbarkeit gewetteifert wird. Je mehr Schein, desto mehr Sein, scheint die Regel dieser Sichtbarkeitswettbewerbe zu sein. Mehr Öffentlichkeit, mehr Aufmerksamkeit, mehr Bedeutung und mehr Macht hat, wer sichtbarer ist als die anderen. So agieren Firmen mit

ihren Logos und Politiker mit ihrer Kameraphilie, so agieren auch Stars in Hollywood und Möchtegernsternen in Social Media, so agieren mittlerweile selbst Kirchen und deren Oberhäupter, wenn es um „Medienpräsenz“ geht. „Public Theology“ heißt das. Selbst im Alltagsleben von Kirchengemeinden geht es nur zu oft vor allem darum, Sichtbarkeit, Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden für sein Engagement. Sichtbarkeit als hoher, wenn nicht höchster Wert gilt erstaunlicherweise selbst für Wissenschaft und Universität. Kompetenz muss sichtbar gemacht werden, sonst ist sie nichts „wert“, zumindest in Augen von Ratings und Evaluationen. Was nicht sichtbar wird, ist wie nie gewesen. So viel Schein, so viel Sein?

Dass dabei stets ein möglichst guter Schein gewünscht ist, versteht sich von selbst. In den Medien „gut auszusehen“ und „rüberzukommen“ ist daher längst professionalisiert im Geschäft der Öffentlichkeitsarbeit und entsprechender Fachleute. Diese Logik der Sichtbarkeit als Professionalisierung der Sichtbarmachung ist nicht nur schlechter Schein oder unglückliches Bewusstsein. Grundsätzlich ist das nur zu verständlich: Was nicht sichtbar wird, wird nicht wahrnehmbar für andere, zumindest wenn es um zeitlich und räumlich gedehnte Kommunikation geht. Selbst Sprache braucht Schrift, wenn quer durch die Zeiten lesbar werden soll, was einst gedacht und gesagt wurde. Dabei geht es auch nicht nur um äußeren Anschein, sondern Sichtbarmachung gehört zu den wissenschaftlichen Methoden, in aller Ausdifferenzierung. Zellen müssen eingefärbt und unter dem Mikroskop begutachtet werden, um einen Krebsverdacht auszuschließen oder zu erhärten. Subatomare Teilchen müssen sichtbar gemacht werden, ebenso wie weltenferne Sterne, sonst können sie nicht untersucht werden. Was ist, muss sichtbar sein, sonst ist es wie nie gewesen. Was nicht von sich aus sichtbar ist, muss methodisch sichtbar gemacht werden, sonst bleibt es bloße Hypothese. Selbst ein Gott muss sich zeigen, wer würde sonst an ihn glauben?

Wenn allerdings diese Logik steigender Sichtbarkeit eskaliert, droht ein Problem: als wäre nur, was sichtbar ist (für alle Zeiten?); oder als würde die Sichtbarmachung über das Sein entscheiden, der mediale Schein über das Sein der Person oder einer Institution? Ein Symptom dieser Logik ist durchaus konsequent: von vornherein nur auf den Schein zu setzen, als wäre Sichtbarkeit alles, was ist. Dann kann man Fotos fälschen, Daten manipulieren oder Falschmeldungen verbreiten, die zu analogen Zeiten noch „Enten“ genannt wurden. Gilt einerseits ganz zu Recht, was ist, muss wahrnehmbar sein (oder gemacht werden), sonst können wir es nicht erkennen; gilt andererseits völlig zu Unrecht, alles, was wahrnehmbar ist, sei auch (womöglich so, wie es erscheint). Sein braucht Schein, aber der Schein braucht Sein, sonst ist er bloßer Schein. Aber Schein ist vermutlich nie nur „bloßer Schein“. Denn Schein ist wirksam, wirkmächtig, so oder so performant.

Der schöne Schein

Schein braucht Sein, aber es gibt auch Schein, der kein dahinterliegendes Sein hat oder braucht: Der schöne Schein hat sein Sein als Schein. So ist in ästhetischen Zusammenhängen der Schein selbstgenügsam und unverdächtig als Augenschein. Es wäre wenig sinnvoll, hinter dem Anschein eines Werkes noch das „eigentliche Sein“ zu suchen, als wären Kunstwerke oder Performances Abbildungen, die am Abgebildeten zu messen wären. Wer würde im Spiel des Scheins von Theater oder Film nach dem „Sein dahinter“ suchen? Hinter dem Schein ist nur die weiße Leinwand. Die Erscheinungen sind das, worum es geht, anders als Platons Höhlengleichnis allzu generell glauben machen wollte.

Kritisch wird es sc. bei Fälschungen (vergleiche den Beitrag von Henry Keazor auf S. 102 bis 109) oder grundsätzlich, wenn man zwischen Kunst und der Simulation von Kunst unterscheidet (was einigermaßen schwierig wird). Kunst ist wesentlich Schein, ein Erscheinen und Zeigen. Nur zeigt sich an ihr zugleich, dass solch ein Spiel des Scheins mitnichten nichts ist. Schein ist und hat sein eigenes Sein. So lebt die Kunst im und vom Augenschein, der nicht unter Generalverdacht steht, sondern von ästhetischen Praktiken gerade adressiert und kultiviert wird. Wenn allerdings ästhetische Kompetenz in Dienst genommen wird für politische, religiöse oder ökonomische Zwecke, regt sich der Manipulationsverdacht. Man kann grausame Herrscher als liebe Landesväter erscheinen lassen, Folteropfer als Heilige oder Konsumkram als edles Zeug. Dann meldet sich das kritische Bewusstsein, um die Erscheinung vom „Sein“, die Darstellung vom Dargestellten oder die Form vom Inhalt zu unterscheiden.

**„Wenn man das
Sein aufruft gegen
die Blendungen
des Scheins – kann
auch das eine
Blendung sein.“**

Wenn beispielsweise Politik und Medien am Spiel des Scheins solchen Gefallen finden, dass es selbstgenügsam wird, läuft offensichtlich etwas schief. Gleiches gälte für die Wissenschaft: Wenn vor allem die „appearance“ zählt, sind nicht erst Fälschungen falsch, sondern die ganze Grammatik. Dann zählen Bilanzen statt Einsichten, Selbstdarstellungen statt Verstehen und Schlagzeilen statt Gründe. Man könnte das die mediale Versuchung nennen: sich auf ein solches Spiel des Scheins einzulassen, in dem das öffentlichkeitswirksame Design dominiert.

Schlechter Schein und Gottes Glanz

Was vor den Augen aller Welt gut ankommt, muss doch gut sein, oder nicht? In religiösen Kontexten, exemplarisch christlicher Prägung, steht solch ein „weltlicher“ Anschein eher unter Generalverdacht und wird negativ konnotiert. Vor Gottes Augen – coram deo – muss und soll gar nicht öffentlich sichtbar werden, was gut, wahr und gerecht ist. Die „guten Werke“ können im Verborgenen bleiben, weil Gott sie sieht. Sie auch noch öffentlich zu markieren und zu zeigen, würde vielmehr den Verdacht nähren, es ging um Selbstdarstellung. Getrost darauf zu verzichten erlaubt der gnädige Blick Gottes, von dem sich der Glaubende geborgen weiß (auch wenn er allen gilt). Wer ohne diesen „allsehenden gnädigen Blick“ lebt, muss wohl oder übel „vor aller Augen“ gut und gerecht erscheinen – sonst wäre es wie nicht gewesen.

Was eine tröstliche und gnädige Pointe haben kann – auf öffentlichen Schein verzichten zu können –, wird zu unglücklicher Metaphysik, wenn es generalisiert wird. Aller irdische Schein sei leer und eitel, nichts und nichtig. Dann wird die Welt zur Höhle, die man baldmöglichst verlassen sollte.

Allerdings wäre ohne jeden Schein keine Religion zu machen. Das muss selbst ein Gott zugestehen, der sich ans Werk der Schöpfung macht, und erst recht, wenn er „sich zeigt“, religiös gesprochen „offenbart“. So tritt dem schlechten Schein ohne Sein der gute Schein göttlichen Seins gegenüber. Mag man „Sünde“ nennen, was an und für sich „nichts“ ist, nichtig oder „Nichts“, ist die Erscheinung der Sünde Nichtiges und Widriges. Augustin konnte hier erstaunlich leidenschaftlich alle Register von „sex and crime“ ziehen, um den Schein des Nichtigen vor Augen zu führen. Wer Birnen stiehlt aus Lust am Diebstahl oder Spaß am anderen Geschlecht findet, ohne diese Lust Gott zu weihen, zeigt die eigene Gottlosigkeit. Am Rande notiert: „sex and crime“ sind nicht per se übel und Sünde, sondern dienen als Sündenmetaphern: Wie zeigt sich die Gottlosigkeit? Wie erscheint das Nichtige? Auch das Nichts muss erscheinen, sonst wäre es so unscheinbar wie unverständlich. Aber glücklicherweise tritt dem Gottlosen Gott gegenüber – wenn er sich zeigt. Gott muss erscheinen, ins Spiel des Scheins eingehen, sonst bliebe er „supra nos, nihil ad nos“: über uns und nicht uns zugewandt, das

heißt, „abwesend und unverständlich“. Ein Gott, der verstanden oder wenigstens bejaht und anerkannt werden will, kann es nicht lassen zu erscheinen.

Damit kommt bei aller Rhetorik des Seins, des höchsten, göttlichen Seins, eine erhellende Differenz zum Tragen. Wer sich zwischen Gut und Böse zu orientieren sucht, oder zwischen Gott und Teufel, Glaube und Sünde, der muss Schein von Schein unterscheiden lernen: Nicht das nackte Sein allem Schein entgegenhalten (Gott versus Welt, platonisch die Idee des Guten gegen alle Erscheinungen), sondern in der Welt der Erscheinungen muss Schein von Schein unterschieden werden, Schein des Nichtigen und Schein Gottes zum Beispiel. Gnädigerweise ist der Mensch damit nicht ganz allein, sondern kann sich – so die religiöse Regel – auf Gott verlassen. Da er sich zeigt, sind seine Erscheinungen so erhellend wie maßgebend: Schöpfung, Gesetz, Christus und daher Evangelium. Um es phänomenal schlichter zu sagen: Eine barmherzige Geste dem bedürftigen Fremden gegenüber ist, was es scheint – Geistesgegenwart Gottes. In theologischer Dramaturgie formuliert: Dem nichtigen Schein tritt der Glanz Gottes gegenüber im Abglanz namens Glauben. Gottes „doxa“, sein Erscheinen, Sich-zeigen, Offenbaren ist guter, wahrer und schöner Schein. Und der zeigt sich in stets differenter Wiederholung in spektakulär unspektakulären Gesten, Szenen, Worten und Werken. Wer „mehr“ will, nicht nur Phänomene, sondern Gott selbst, nicht nur Zeichen, sondern die „Sache selbst“, verkennt und verbrennt die Wirklichkeiten, in denen wir leben – religiös gesagt: die „gute Schöpfung“, die es zu kultivieren gilt.

Schein und Schein

Um den allzu frommen Schein nicht sich selbst zu überlassen, kann man das auch profaner fassen: Die Unterscheidung von Sein und Schein gründet in der Unterscheidung von Schein und Schein. Denn zum ominösen „Sein“ haben wir nur indirekt Zugang über die Differenzen von Schein und Schein. Lebensweltlich formuliert: Wenn uns jemand freundlich begegnet, verhalten wir uns dementsprechend ebenso freundlich. Solch ein Wechselspiel von Schein und Schein ist, was es scheint: eine freundliche Begegnung. Üblicherweise besteht kein Grund, daran zu zweifeln. Es bedarf erst einer ernsthaften Irritation, um am Sein des Scheins zu zweifeln, und sei es nur eine kleine Unstimmigkeit im Verhalten, eine sonderbare Wendung des Blicks oder kleine Verschiebungen in der Mimik. Dann wüssten wir gern genauer, woran wir sind. Aber um das herauszufinden, bleibt uns nur der Vergleich von Schein und Schein. Denn das „wirkliche Sein“ des Anderen ist uns ebenso unzugänglich wie jedem anderen (und vermutlich auch ihm selbst). Also vergleichen wir den einen Schein mit dem anderen und einem dritten. Die „Stimmigkeit“ der Erscheinung, die Kohärenz seiner Worte und Taten oder Gesten und Mimik erlauben vielleicht und erst mit

**„Das Recht
auf Schein ist
eine Art
,Schutzrecht‘,
um vor fremder
Nacktheit
ebenso
geschützt zu
werden,
wie die eigene
verhüllen
zu dürfen.“**

BETWEEN GOD AND THE DEVIL

ON THE MEANING AND REALITY OF APPEARANCES

PHILIPP STOELLGER

When visibility becomes our greatest asset in the fight for public attention and global fame, appearances acquire an entirely new value. How something or someone appears becomes all-important. In former times, it was the halo or gloriole that was given to a select few as a visible mark of distinction. Crowning the head of saints, this golden glow was a kind of pious gold medal, awarded for special competence in transcendence in times when people still competed for the chance to be close to God. Gold as a sign of the holy symbolises the presence of transcendence, the presence of God, embodies in the shape of the saint primarily Christ Himself. However, such holiness came with a high price: not just an eminently virtuous life devoted to God, but usually also a martyr's death. Today, the stakes are more modest, as is the potential win: We are no longer concerned with God's presence, but with media presence. We revere the glory of appearances. The more appearance, the more reality; that seems to be the rule. But if this logic of increasing visibility escalates, we have a problem: Does something only exist if it is visible? Does a person's or institution's media presence determine their reality?

Aesthetic practices show that appearances have their own reality and follow their own rules. Medial practices may lead to this separate reality becoming an end in itself. Religious practices remind us of a critical difference, preferably not between the world as appearance and God as reality, but in the world between appearance and appearance. We should resist the medial temptation of appearance as an end in itself, just as we should the religious temptation of associating appearance with sin and reality with God. The distinction between reality and appearance is based on the distinction between appearance and appearance. If we want to know "reality", we must therefore learn to distinguish one appearance from the other in a world of appearances. ●

PROF. DR PHILIPP STOELLGER studied Protestant theology and philosophy and obtained his doctorate with a thesis on Hans Blumberg's metaphorology. In 2010, he earned his teaching credentials with a thesis entitled "Passivität aus Passion. Zur Problemgeschichte einer categoria non grata" (Passivity born of passion. The problem history of a categoria non grata). His research focuses on Christology and anthropology, hermeneutics, phenomenology and religious philosophy, as well as image and media theory. In 2015, he accepted the Chair of Systematic Theology: Dogmatics and Religious Philosophy at Heidelberg University's Faculty of Theology. Before that, he was Professor of Systematic Theology and Religious Philosophy at the theological faculty of the University of Rostock from 2007 to 2015.

Contact: ps@wts.uni-heidelberg.de

**“Appearance needs reality,
but there are also
appearances that do not have
or need an underlying
truth: sometimes, appearance
is its own reality.”**

der Zeit, eine Erscheinung im Zusammenhang zu sehen. Schärfer gesagt: die Unterscheidung von Schein und Sein ist eine abhängige Funktion der Unterscheidung von Schein und Schein. Deswegen bedarf es einer „Schein-kompetenz“: der Unterscheidungs- und Urteilsfähigkeit im Blick auf feine Unterschiede des Scheins.

Dazu hilft keine Dualisierung, weder von Sein und Schein noch von Sünden- und Gottesschein. Ästhetische Praktiken zeigen, wie der Schein Eigensein und Eigensinn hat. Mediale Praktiken können dazu führen, dass dieses Eigensein selbstgenügsam wird und letztlich sinnfrei, wenn auch nicht zwecklos. Religiöse Praktiken erinnern an eine kritische Differenz, möglichst nicht zwischen Welt als Schein und Gott als Sein, sondern in der Welt zwischen Schein und Schein. Hermeneutisch wie phänomenologisch gesehen sollte man der medialen Versuchung selbstgenügsamen Scheins ebenso widerstehen wie einer religiösen Versuchung, Schein und Schein erneut zu dualisieren.

Mit dem anthropologischen Recht auf Schein kommt eine Verantwortung ins Spiel des Scheins: wissenschaftlich eine epistemische Verantwortung, religiös eine Verantwortung Gott gegenüber, die lebensweltlich konkret wird dem Nächsten gegenüber. Es gilt, das Recht auf Schein (auf kulturelle Ein- und Ausfaltungen) so zu gebrauchen, dass der Schein nicht selbstgenügsam wird, ohne darum den Schein unter Generalverdacht zu stellen.

Es gälte so gesehen, eine Balance zu suchen zwischen Verschleierung und Transparenz. Der Schein kann dazu dienen, sich möglichst zu verhüllen und letztlich zu entziehen hinter allem schönen Glanz. Der Schein kann aber auch als Medium indirekter Zugänglichkeit kultiviert werden: nicht als Medium direkten Zugriffs auf das nackte Sein (das eigene wie das fremde), sondern als Medium indirekter Kommunikation. So verstanden teilte der Schein die Paradoxie des Medialen: dazwischen zu treten und dadurch erst Zugang zum einen wie zum anderen zu gewähren. So jedenfalls könnte man Gottes Offenbarungsmedien als Reflexion auf Sinn und Sein des Scheins verstehen.

Was schon der seltsame Schein des brennenden Dornbuschs vor Augen führte, ist die Paradoxie des Scheins: nicht nichts zu sein, aber auch nicht das Sein selbst – und doch genug, um zu kommunizieren. Wer mehr will – reines Sein, Gott selbst, die nackte Wahrheit – läuft Gefahr, die Phänomene zu verbrennen. Der Dornbusch jedenfalls ist nicht verbrannt. Gott scheint in aller Präsenz den Phänomenen gnädig zu sein. ●

**„In der Welt der
Erscheinungen muss
Schein von Schein
unterschieden werden,
Schein des Nichtigen
und Schein
Gottes zum Beispiel.“**